

haben ein gehöriges Tagewort vollbracht. Aber Du sollst nicht umsonst für mich gearbeitet haben.

Ich schwieg, dachte aber an die Worte meiner Mutter: „Da wird sie wohl auch etwas für Dich thun, was Dir sehr zu Statten kommen könnte.“

„Du willst Dich diesen kommenden Herbst verheirathen, wie ich höre.“

„Ja, Großmutter!“

„Aber mit Nichts läßt sich der Ehestand nicht gut anfangen.“

„Ich weiß das, Großmutter.“

„Aus diesem Grunde bin ich zu dem Entschlusse gekommen, Dir jetzt zu geben, was ich Dir so wie so testamentarisch vermacht haben würde.“

„Jetzt gleich, Großmutter?“

„Jetzt gleich, heute Abend noch. Mein übriger Nachlaß ist bereits mit den Stiftungen vermachet. Du bist von der ganzen Bande meiner Nachkommen die Einzige, die ich bedacht habe. Ich denke, George, zweitausend Dollars könnten Dir gut thun, he?“

„In meiner freudigen Erregung fand ich keine Worte, um zu antworten, sondern nicht nur bejahend mit dem Kopfe.“

„Du hast doch die Blechbüchse gut in Acht genommen, George? Ich will's hoffen.“

„Gut, daß es dunkel war, so daß die alte Frau meine Verlegenheit nicht bemerkte. Ich murmelte etwas wie: „o gewiß, Großmutter,“ das aber zu unbedeutlich klang, um von ihr verstanden zu werden. Was hatte aber die Pandorabüchse mit meiner Heirath und ihrer Geldschenkung zu thun? Ich sollte es sogleich erfahren.“

„So geh mein Junge, und hole die Büchse. Sie enthält Dein Erbtheil in lauter neuen Hundertdollarscheinen. Du wirst Deine Freunde daran haben. So geh doch, Junge, ich werde unterdeß Licht anmachen.“

Die Finsterniß deckte gütig auch die Leidenblässe meines Gesichtes. Es war zu viel, was ich in kaum drei Minuten an Hoffnung und Enttäuschung gefühlt hatte. Ich schlich aus der Stube und dann zum Hause hinaus, das ich niemals wieder betrat, lief durch verschiedene Straßen, immer an den noch stromenden Gassen entlang, und als der letzte Schimmer von Hoffnung erloschen war, lehrte ich zur Mutter zurück, die meines langen Ausbleibens wegen in Sorge war.

„Mutter,“ sagte ich, „morgen in aller Früh werde ich in die Fremde gehen.“

„Wohin denn, George?“ fragte die überraschte Mutter.

„Gleichwohl, wohin. Ich denke nach dem Besten, wohin so viele junge Leute gehen. Ich werde mein Glück versuchen.“

„Und die Frida?“

„Ach ja, die Frida!“ seufzte ich. „Sag der Frida, daß diesen Herbst aus der Hochzeit noch nichts werden könne. Wenn sie noch ein paar Jahre warten will.“

„Na, Junge,“ unterbrach die Mutter, „leg Dich nur erst schlafen, Du bist müde. Morgen früh läßt sich das ja weiter überlegen.“

Am anderen Morgen sah die Mutter mich nicht mehr. Ohne Abschied und fast mittellos wanderte ich zum Städtchen hinaus, von Ort zu Ort, bis ich Arbeit fand. So trieb ich mich mehrere Jahre in den mittleren und westlichen Staaten umher ohne die Meinigen meinen Aufenthalt wissen zu lassen. Erst, als ich erfuhr, daß meine Großmutter gestorben sei, kam ich in die Heimath zurück.

Wie ich erfuhr, hatte die Großmutter kein Wort von der Schenkung entfallen lassen, wohl aber hatte sie erzählt, daß ihr bei dem bewußten Umzuge zweitausend Dollar abhanden gekommen und ich mich in so auffallender Weise von ihr weggeschlichen habe. Daraus hatte meine Mutter geschlossen, daß das Geld von mir gestohlen sein müsse, und mein plötzliches Verlassen der Heimath schien ihren Verdacht ja auch klar zu bestätigen.

Es war schwer, ihr den Glauben auszureiben, und ich weiß nicht, ob sie überhaupt von meiner Unschuld überzeugt worden ist. Die Frida hatte einen Anderen geheirathet; auch sie mußte mich wohl für einen Dieb gehalten haben. Die Pandorabüchse, die allein meine Unschuld hätte beweisen können, ist niemals wieder zum Vorschein gekommen.

A b w e r .

Arzt: „Unverbesserlicher! ... Also zwei Pfund Spicaal mit Kartoffelsalat haben Sie gegessen und sich damit selbstverständlich wieder den Magen gründlich verderben!“

Patient (ärgert): „Natürlich, — jetzt muß wieder der Spicaal daran schuld sein! Mir war vorher schon so miserabel!“

R ü h n e r S c h l u ß .

„Warum wird denn heute so stark geläutet?“

„Ach, das ist sicher ein Schwerhöriger gestorben!“

Praktische Nächstenliebe.

Stizze aus dem Großstadleben.
Von Otto Wilhelm.

In allen Großstädten der Welt giebt es eine Menge Leute, von denen man nicht so recht weiß, wovon sie eigentlich ihr Dasein fristen. Anscheinend gleichen sie den Lilien auf dem Felde, sie säen nicht, sie ernten nicht, aber die Allgemeinheit ernährt sie doch. Wilde Reporter, Buchmacher, „Naturforscher“, fliegende Geldwechsler, „Sonnenbrüder“, — all' das sind Typen, die speziell Berlin erzeugt hat. Es kann aber sicher kein Berliner angeben, welches „Einkommen“ diese Treibhauspflanzen der Reichshauptstadt haben. „Gar teins“ wird in den meisten Fällen geantwortet werden, aber das stimmt nicht, denn von nichts kann der Mensch nicht leben. Auch die Enterbten bemühen sich, Geld zu erhaschen, sei es nun auf diese oder jene Weise, allfälliger aber so, daß dieselbe gerade noch vor den Gitterfenstern Moabits vorüberfährt.

Wer nun unter den fahrenden Gefellen einen neuen „trick“ sich ausgedacht hat, der gilt nicht nur unter seinesgleichen als großer Mann, sondern er verdient auch ein nettes Stück Geld damit. Einem solchen „Spezialisten“ unter der Fingert der Nichtsthuerei bin ich zufällig auf die Spur gekommen und das geschieht so:

Im April mußte ich eines Morgens hinaus zur Kontrollversammlung in eine der Kasernen in der Hasenheide. Es war ein kühler Frühlingmorgen, die Sonne drückte die Nebel nieder, daß ein blauer Schleier über die Gewässer gebreitet schien. Eiligen Schrittes passirte ich die Belle-Alliance-Brücke. Da springt plötzlich ein Mann an's Geländer, blühschnell ist er droben, wirft Rod, Stod, Hut auf die Brücke und stürzt sich kopfüber in den Landwehrkanal.

Eine Pause tödlichen Entsetzens — dann kommt Leben in die Menge. Der eine hat den Rettungsbalken los, der zweite schreit nach einem Schuttmann, der Dritte macht den Rettungsbalken frei. Zwei steigen hinein, der dritte ruert kanalabwärts. Da unten steigen Strudel aus dem langsam dahinschießenden Wasser, dann ein Arm, ein Kopf, — sechs Hände greifen zu, ein kurzes Ziehen und Zerrn, und der Selbstmordbandit liegt im Kahn. Dieser wird zur Landungsstelle gebracht und der pfeifende und schäumende durchweichte Mensch am Ufer empor geführt. Die Brille hatte er noch auf der Nase, was mich sehr wunderte. Mich interessirte der Aermle, der in der Zwischenzeit voll Eifer seinen Rod, Stod, Hut ausgefischt hatte. Auch andere mittelbische Menschen drängten sich hinzu. „Was steht Ihr denn hier und gafft?“ rief da ein starker, breitschultriger Herr. „Praktische Nächstenliebe, das ist die Hauptsache, — und da nahm er den Hut des Durchnächten und warf ein Markstück hinein, worauf er den Hut seinem Nachbar hinhielt. Alles griff in die Tasche, — da kam ein Nidel, dort ein Fünfsig-Pfennig-Stück, ich verstieg mich zu einer Mark. „Sie sind wohl stellunglos?“ fragte ich theilnehmend den jungen Mann, der sich eben mit der linken Hand die Haare ordnete und mit der rechten den Inhalt des Hutes in die Tasche versenkte.

„Ja woll“, antwortete er prompt. „Schonst zwei Jahre, et is zu schwer, Arbeit zu kriegen.“

„Was sind Sie denn?“

„Ja bin gelernter Buchhändler, — aber wissen Sie, der Jeschäft, nee, davor pant id.“

„Vielleicht ist es mir möglich, Ihnen wieder eine Anstellung zu verschaffen“, meinte ich. „Ich will Ihnen meine Adresse geben.“

„Det lassen Se man,“ unterbrach er mich hastig, „et jeht ooch so!“ — und schnell trotzte er am Ufer entlang, als die Helmspitze eines Schuttmannes am Belle-Alliance-Platz auftauchte.

Ich hatte den Vorfall fast wieder vergessen, als ich an einem linden Maiabend nach den Zelten wanderte. Der Thiergarten war außerordentlich belebt von Menschen, die frische Luft schnappen wollten. Die Gärten der Zelte waren dicht besetzt und längs der Spree wälzte sich der Menschenstrom vorüber an dem Schloß Bellevue bis zum Kaffeegärtner. Mit Mühe eroberte ich hier ein Plätzchen, um in Ruhe ein Glas Bier zu trinken.

Am Nebentisch sah ein starker breitschultriger Herr, den man für einen Pastor hätte halten können. Statt einer feineren Gesicht, lange, etwas ergraute Haare, hoher weißer Krage, schwarzer Gehrock. Nur die Stimme kontrastirte merkwürdig mit diesem Respekt einflößenden Aeußern. Es klang verächtlich heiser, als er dem Kellner zurief: „Noch 'nen Cognac, Kellner.“ Der brachte das Verlangte, der Mann leerte das Glas in einem Zuge und blickte dann

aufmerksam nach der Spree. Er zog die Uhr heraus, ergriff seinen Stod und machte sich fertig zum Weggehen. Noch einige Augenblicke blieb er wartend stehen ... Da entstand unter den Passanten draußen eine lebhaftere Bewegung, man drängte unter Ausrufen des Schreckens nach dem Flusse.

Mit langen Schritten eilte jetzt der Cognactrinker an mir vorüber.

„Wieder ein Selbstmörder, Sprung in die Spree, kommen Sie, wir müssen helfen,“ rief er mir mit der heiseren Stimme im Weitergehen zu. Ich schloß mich ihm bereitwillig an.

Am Ufer war eine aufgeregte Menge versammelt. „Dort, dort,“ schrie der Eine, — und wirklich tauchte in der Mitte des Flußbettes ein Kopf auf. Die Arme wurden sichtbar, es schien, als ob der Aermle verzweifelt gegen das Untergehen kämpfte. Inzwischen hatten Schiffer einer vor Unterliegenden Jille ein Boot ausgefetzt und ruderten rüstig auf den mit den Wellen Ringenden zu, ihn durch Zurufe zum Aussharen ermunternd. Das Rettungsnetz gelang auch glücklich, und bald befand sich der Selbstmordbandit im Boote, das dem Ufer sich zuwandte.

„Nu kiel einer an,“ meint der Heisere, „Rod, Stod und Hut hat er sorgfältig auf den Rasen niedergelegt. Was mag nur den armen Menschen zu der entsetzlichen That getrieben haben? Man muß ihm helfen, denn „edel sei der Mensch, hilfreich und gut.“, setzte er salbungsvoll hinzu.

Inzwischen war der Durchnächte gelandet worden. Ich dränge mich durch die Menge, der Heisere folgte mir auf dem Fuße. Als ich den Geretteten erblickte, stugte ich er trug wahrhaftig eine Brille auf der Nase und auch sonst, — natürlich, das war ja mein Vorkenner, der stellenlose Buchhändler von der Belle-Alliance-Brücke!

Noch ehe ich aber ein Wort des Erstaunens laut werden lassen konnte, war der Heisere an der Seite des Geretteten. „Was hilft das hier Stehen?“ wandte er sich mit lebhafter Geberde an das Publikum, „praktische Nächstenliebe, das ist die Hauptsache.“ und mit tüchtigem Griff hatte er den Hut vom Boden aufgerafft, griff in seine Tasche, zog ein blankes Markstück, das lose in der Tasche gesteckt haben mußte, hervor und legte es in den Hut. Diesen hielt er seinem Nachbar hin, der sich dieser dringlichen Aufforderung nicht entziehen konnte und ebenfalls in die Tasche griff. Und wiederum kamen von allen Seiten Silber- und Nidelstücke geflogen, so daß der Boden des Hutes bald damit bedeckt war. Und der Helfer sammelte unermüdlich weiter.

Der Gerettete brachte inzwischen, so gut es ging, seine Garderobe in Ordnung.

„Haben Sie denn immer noch keine Stellung?“ redete ich ihn an.

„Nee, id brauche auch teene,“ plagte er heraus. Dann besann er sich und forrirte sich, mich mit einem mißtrauischen Blick musternd: „Et is zu schwer, Arbeit zu kriegen.“

„Was sind Sie denn?“

„Ja bin eejentlich gelernter Kooftmann.“

„So?“ frug ich geböhnt. „An der Belle-Alliance-Brücke waren Sie doch gelernter.“

Noch ehe ich den Satz vollenden konnte, drängte sich der Heisere mit dem Hute heran. Der Gerettete griff hastig darnach, im Hut hatte er den Inhalt geleert und in seine Tasche gesteckt.

„Praktische Nächstenliebe, das ist die Hauptsache,“ hörte ich den Heiseren noch sagen, dann sah ich, wie er dem Geretteten einen derben Stoß gab und mit der Hand nach der Brücke deutete, die nach Moabit hinüber führte. Mehrere Schutpleute eilten auf uns zu ... Wie der Blick verschwand da der Selbstmordbandit in der nach dem Thiergarten mündenden Allee und ebenso schnell war auch der Heisere verduftet.

Ich zweifelte nun keinen Augenblick mehr: das waren zwei ganz gereifene Gauner, die mit einander gemeinschaftliche Sache machten.

Am vergangenen Sonntag fuhr ich nach der Ausstellung in Treptow. Die Sonne meinte es rechtlichaffen gut, so daß ich mich entschloß mit dem Dampfer zu fahren, auf dem Wasser ist es noch am erträglichsten. Als ich zur Zannowitz-Brücke kam, fehlten nur noch zwei Minuten bis zur Abfahrt. Der Dampfer war dicht besetzt, namentlich mit Provinzbesuchern, welche in Begleitung ihrer Berliner „Varenführer“ die herrlichste in Treptow verbrachten wollten. Auf dem Vordertheil des Dampfers war kein Stehplatz mehr frei. Ich wollte mich nach hinten verfügen und ging eben an der Thür vorüber, die in die Kajüte führt. „Noch 'nen Cognac, Kellner,“ lönte da eine heisere Stimme herauf. Ueberrascht blieb ich stehen und blickte in die Kajüte hinunter. Richtig, da sah er ja mit dem blank tafirten Gesicht und dem hohen Krage und goß den Cog-

nac hinunter mit der Miene eines Mannes, der zu leben versteht.

Wo aber war sein Sozias? Vergeblich spähte ich umher, ich konnte ihn nirgend entdecken. Ober er mußte dann gerade unter der Menge stecken, die sich vorn auf dem Bug zusammengekrängt hatte. Vielleicht aber war das Kompagniegeschäft in die Brüche gegangen ...

Wir hatten Rummelsburg passirt, das Kirchlein des Dorfes Stralau kam in Sicht, und rechts leuchtete die Alumin-Kuppel des Haupt-Ausstellungsgebäudes. Da sah ich, wie plötzlich der Heisere aus der Kajüte hervordrang. Seine hohe, kräftige Gestalt bahnte sich rüchichtslos einen Weg durch die Menge. Er hatte es augenscheinlich eilig, denn nach einem Blick auf die Uhr schob er die vor ihm Stehenden kräftig bei Seite, so daß es ihm wirklich gelang, bis an den Bug vorzudringen.

Da tönte plötzlich die schrille Pfeife des Kapitäns, der auf der Kommandobrücke stand. Einige Worte durch das Sprachrohr in den Maschinenraum, die Dampfpeife gellte weithin hörbar über das Wasser, das Schiff stoppte. Man drängte sich erschrocken durcheinander. War die Maschine nicht in Ordnung, hatte es ein Unglück gegeben? Die Vemannung stürzte auf Deck, des weiteren Befehls wartend.

„Mann über Bord!“ rief ihnen der Kapitän entgegen und zeigte nach rechts. Nicht weit vom Schiffsrumpf entfernt, aber gerade so weit, daß er von den Schaufen der Schraube nicht erfasst werden konnte, tauchte der Oberkörper eines Mannes aus dem Wasser. Als das Schiff still stand und die Schrauben nicht mehr drehten, kam der Verunglückte mit kräftigen Stößen auf den Dampfer zugehohommen. Man sah es an jeder Bewegung, es war ein vorzüglicher Schwimmer. Geschild fing er das ihm zugeworfene Tau auf, an welchem er wieder an Bord gezogen wurde.

„Der Aermle“, sagte eine Dame neben mir, „er hat den Selbstmord sorgfältig vorbereitet: Rod, Stod und Hut hat er zurückgelassen, dann unternahm er den fürchterlichen Sprung.“

„Die Brille aber hat er aufbehalten,“ warf ich ein, „denn er ist sehr kurzichtig und kann sie beim in's Wasser springen nicht entbehren.“

„Die Brille?“ zweifelte die Dame.

Noch ehe ich antworten konnte, kam der Durchnächte, er wurde in die Kajüte geleitet. Natürlich trug er eine Brille, ich konnte die ebenso genau wie ihren Träger.

„Helfen müssen wir,“ tönte die heisere Stimme, „praktische Nächstenliebe, das ist die Hauptsache.“ Und genau dieselbe Komödie spielte sich ab. Der Hut, in den der Heisere zuerst das bekannte Markstück hineingeworfen hatte, zirkulirte unter den Passagieren und die Ernte gestaltete sich sehr einträglich.

Ich kletterte in die Kajüte hinunter. Der Gerettete kroch in trodene Kleider, welche die hilfsbereite Schiffsmannschaft herangebracht hatte. Er erkannte mich sofort wieder, aber in Verlegenheit gerieth er nicht. Ehe ich ihn anreden konnte, meinte er gemüthlich:

„Ich weiß, was Se mir sagen wollen. Aber eh id verhungere, verdiene id mir mein Brod durch mein Zwerbe ganz ehlich un zünftig.“

„Durch Ihr Zwerbe?“ Ich dachte, Sie sind Buchhändler oder Kaufmann?“

Er lachte hell auf. „Det sage ich man bloß so. Ja bin gelernter Schwimmler, bei's Regiment war id der allerbeste Schwimmer. In voller Luft mit gepackten Affen un 's Frechtjehor, — immer rinn in's Wasser. Von förmlichen Offizieren bin id jeltob worden, mein Diplom habe id heute noch.“

Also Schwimmler war dieser Schlauberger! Ich mußte unwillkürlich lachen, der verstand es, sein Geschäft lukrativ zu gestalten, das mußte ich mir eingestehen.

„Nur mit die versf. ... Brille,“ fuhr er, gesprochen geworden, fort. „Ja bin so mächtig kurzichtig und ohne die Brille traue id mir nicht rinn.“ Aber et is noch Keenen ufjefallen, det man eejentlich mit der Brille Keenen Versauchsversuch macht.“

„Praktische Nächstenliebe, das ist die Hauptsache,“ hörten wir den Heiseren oben von Neuem erzählen.

„Der is mit von's Jeschäft,“ erklärte der Schwimmler. Der triegt 33 und ein Drittel ab. Ja habe ihn extra engagirt, weil er so würdevoll aussieht, er hat was von 'nem Pastor an sich. Det giebt bei's Publikum immer. Dann war er auch bald an's Hungerern, denn mit die Flichschuerei war schon jar nichts nich los. Wlos bet er jerne schnappt, sonst bin id mit seine moralische Führung zufrieden.“

Also Flichschuerei war der edle Menschenfreund! Das sah ihm Niemand mehr an.

„Er hält uff sein' äußeren Menschen,“ fuhr der Schwimmler fort.

„Propretät ist bei ihm die erste Nummer, auch außer dem Jeschäft.“

Der Dampfer legte an, wir waren in Treptow angekommen. „Ich will man erst die Redafche trocken lassen, denn komm' id ooch in die Ausstellung. Im Karpenteich ist's ganz mollig, id jehe von die Spreeabfische aus rinn. Det letzte Mal brachte det 32 Märker. Det Sonntagspublikum in der Ausstellung is mächtig splendit. Komm' Se doch so um Uhre sieben mit ran, — Sie brauchen ja nicht mehr zu jeben, es jiebt ja andere Dumme genug.“

Die breite Naivität des Bürcschchen belustigte mich, trotzdem aber konnte ich der „Vorstellung“ im Karpenteich nicht beimohnen.

Als ich aber mit der „Elektrischen“ nach Hause fuhr, hörte ich, wie eine junge Dame zu ihrem Begleiter äußerte: „Mein Himmel, der arme Teufel, — wie kann man denn an einem so schönen Sonntagabend Selbstmordgedanken haben. Daß es doch so viel Glend in der Welt giebt! ... Der alte Pastor, der traf den Nagel auf den Kopf: praktische Nächstenliebe, das ist die Hauptsache!“ Wie viel hast Du denn gegeben?“

„Zwei Mark.“

„Zwei Mark? Na, weißt Du, da hättest Du auch den Thaler voll machen können. Du wußtest doch, daß Du's keinem Unwürdigen schenkest.“

Der „smarte“ Schwimmler hatte Recht gehabt: es gab noch genug andere Dumme außer mir!

Schweden's Reichthümer.

In keinem Lande Europas liegen noch so ungeheure Naturschätze ungenützt da, wie im nördlichen Theile Schwedens, der Provinz Norrland, insbesondere dem Lehn Norrbotten, das sich ungefähr vom 65. bis über den 69. Grad erstreckt. An Umfang nimmt es fast den vierten Theil Schwedens ein, wird aber nur von etwas über 100,000 Menschen bewohnt, wovon über 4,000 Lappen und über 19,000 Finnen sind. Die Schweden nennen Norrland ihr „Land der Zukunft“, und das mit Recht, denn neben den ungeheuren Waldbeständen ist es in erster Reihe der unermessliche Reichthum an Eisenerz, von dem nur erst ein verhältnißmäßig kleiner Theil abgebaut wird, während die meisten der gewaltigen Erzlager noch der Bearbeitung harren. Die Bedeutung dieser nord-schwedischen Eisenerzlager ist um so größer, als wie vor mehreren Jahren auf einer Generalversammlung der „British Iron Trade Association“ ausgesprochen wurde, daß Eisenerz, das bisher am meisten auf dem Weltmarkt erschien, angeblich nicht mehr länger als 20 Jahre vorhalten soll, so daß dann die Ausbeutung der Erzlager in den nördlichsten Theilen Schwedens eine Nothwendigkeit werden würde. Der einzige große Grubenbetrieb in diesen Landestheilen findet bei dem 2000 Fuß hohen berühmten Gellivara-Erzberg statt, dessen Inhalt auf über 300 Millionen Tons Eisenerz veranschlagt wird. Bei einer Erzeugung von 600,000 Tonnen jährlich würde dieser Erzberg somit ein halbes Jahrtausend ausreichen. Die Ausbeutung des Erzbergs von Gellivara ist erst durch den Bau der 130 Meilen langen Bahn Gellivara-Lulea möglich geworden, denn durch diese wird das gesammte Roherz nach Lulea gebracht, von wo es in's Ausland geht. Im vorigen Jahre wurden fast 400,000 Tonnen verladen, doch rechnet man in diesem Jahre auf eine weit größere Ausbeute.

Gellivara ist aber nicht das einzige bedeutende Erzgebiet dieses Landes; hier liegen noch die Eisenerzlager von Luossobara und Kirunavara, die den Berechnungen nach jährlich über 1½ Millionen Tonnen Erz auf unabherrschbare Zeit liefern können. Da sich die Aufmerksamkeit in immer höherem Grade auf diese kolossalen Erzgebiete richtet, wird der schwedische Staat mehr lange damit warten können, durch weiteren Ausbau der Gellivara-Lulea-Bahn die unbenutzt daliegenden Reichthümer zu erschließen, um so mehr, sich im Besitz des Staates befindet, bloß da die eben genannte Bahnstrecke, die durch die Frucht des Eisenerzes eine der lohnlichsten ist. Berechnet man nach einer niedrigen Schätzung den Abbau dieser drei Erzgebiete, Gellivara, Luossobara und Kirunavara, auf jährlich zwei Millionen Tonnen zu einem Preise von sieben Kronen für die Tonne, so würde sich ein jährlicher Gewinn von etwa 14 Millionen Kronen ergeben, wogegen zur Zeit nur der dritte Theil gewonnen wird.

Im nördlichsten Schweden wird aber nicht nur Eisenerz allein gefunden. Hier liegen noch mächtige Lager des wertvollen Apatit, ebenso findet sich Kupfer, Blei und Silber, auch Gold, ferner Magnetit, Schwefelkies, Wismut, Talkstein, Schiefer, Platina, Kalteisen, Arsenit, Magnetkies, Zink u. s. w. Angesichts dieser Schätze kann es nicht

zweifelhaft sein, daß Schweden in seinem nördlichsten Landestheile viele „schlummernde Millionen“ besitzt, die über manche finanzielle Schwierigkeiten hinweghelfen können. Um so merkwürdiger ist es, daß der schwedische Staat noch keine Anstalten gemacht hat, diese Schätze zu heben. In neuerer Zeit hat sich die Presse verschiedentlich mit der Sache befaßt, und auf der jüngst in Malmö abgehaltenen Versammlung des schwedischen Agrarverbundes beschäftigte man sich gleichfalls mit der nördlichen Provinz als einem Abgabefeld für die Landwirtschaft des südlichen Schwedens, da ihr die ausländische Abgabebesteuerung verloren gehen. So schwach nämlich gegenwärtig auch der nördliche Theil Schwedens bevölkert ist, so könnte eine Eisenindustrie hier doch Wandel schaffen. Denn die Wirkung der Ausbeutung aller Erzlager würde sich vollens zeigen, wenn das Erz auch in jenen Landestheilen veredelt werden könnte, während es jetzt in's Ausland gehen muß. Es fehlt nun zwar an Steinkohlen, dafür sind aber zahlreiche, gewaltige Wasserfälle vorhanden, die der Industrie dienbar gemacht werden können. Mit Jnslebentreten einer solchen Eisenindustrie würde auch eine zahlreiche Arbeiter-schaar herangezogen, die Landwirtschaft würde ein erwünschtes Abgabefeld finden und die Erzbezirke Nord-schwedens müßten zu einer Goldgrube für den Staat werden.

Philosoph und Bummelr.

Man schreibt aus Paris: Die Pariser Polizei ist eines wahrhaften Diogenes habhaft geworden, eines Mannes, der dem großen Alexander zwar nicht erwidert hätte: „Geh' mir aus der Sonne“, der aber gesagt hätte: „Laß' mich im Freien schlafen!“ Seit einiger Zeit nämlich macht sich die Polizei das Vergnügen, die armen Teufel, die kein Obdach haben und deshalb im Bois de Boulogne, auf den Bänken der äußeren Boulevards und unter den Pariser Brückenbogen kampiren, mit ihren Häscherarmen zu verfolgen. Dabei soll sie schon mehrere Spitzbuben erwischt haben, die große Mehrzahl der bei Mutter Grün oder im Gasthause zum Goldenen Stern Uebernachtenden aber sind harmlose Gefellen, denen außer Armut kein Verbrechen nachzuweisen ist. Gestern nun ist der Polizei ein Mann Namens Raphael Benoit in die Hände gefallen, der nicht nur kein Verbrecher, sondern auch kein armer Teufel ist, und der aus philosophischen Gründen seit zehn Jahren nur bei grimmigster Kälte unter einem Dache geschlafen hat. Herr Benoit hat eine Jahresrente von 6000 Franken, kann also für einen wohlhabenden Mann gelten und könnte ein schönes Leben führen. Dies thut er auch, nur hat er andere Ansichten von „schön“, als die große Mehrzahl seiner Zeitgenossen. Benoit hätte vor 2200 Jahren im schönen Hellas leben müssen, dann hätte ihn die Polizei nicht belästigt, und man würde heute von 8 statt von 7 Weisen sprechen. Also sprach Benoit zu Cochefert, dem Oberbürger von Paris: „Ich bin ein freier, unabhängiger Mann, dem jeder Zwang zuwider ist. Ich kann nur in der freien Luft leben, im Hause würde ich erstickend. Seit zwanzig Jahren führe ich dies ungebundene Leben, und es gefällt mir von Jahr zu Jahr besser. Kein Mensch kann kommen und sagen, daß ich etwas Böses begangen habe; aber viele meiner Schlafkameraden werden Ihnen bezeugen, daß ich sie in ihrer Noth unterstützte und sie durch meine Unterthütigkeit schon oft vom Verbrechen zurückgehalten habe. So lebe ich als Bummelr und Philosoph und habe weiter nichts zu thun, als jeden Monat zu meinem Notar zu gehen, der mir meine Rente auszahlt. Auf dem Nordbahnhof habe ich einen Koffer stehen, der mein ganzes bewegliches und unbewegliches Eigentum enthält, und dorthin gehe ich, wenn ich Kleider wechseln oder sonst etwas holen oder bringen will. Tagsüber gehe ich spazieren, betrachte die Schaufenster, die Vorübergehenden, die Gäste der Kaffeehäuser u. s. w. und wenn ich davon genug habe, gehe ich in die Nationalbibliothek, um mich in der Literatur auf dem Laufenden zu erhalten. Am Abend besuche ich ein Theater oder ein Konzert und nachher luche ich mir einen passenden Schlafplatz im Freien, und zwar lege ich mich am liebsten unter einen Brückenbogen, weil da der Regen nicht zu befürchten ist.“ Diesen Bericht schloß Benoit mit der Drohung: „Wenn die Polizei nicht aufhört, mich zu belästigen, werde ich mich gezwungen sehen, mein Vaterland zu verlassen.“ Natürlich denkt Herr Cochefert nicht daran, einen so dienstvollen Bürger zu vertreiben, und so wurde Herr Benoit alsbald aus der Haft entlassen und seinem herrlichen Leben, um das ihn mancher im ausgebreiteten Geleise der Orbnlichkeit wandelnde Mensch insgeheim beneiden dürfte, zurückgegeben.